

Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik
Band: 3 (1856)
Artikel: Volksdichtung in der Mundart.
Autor: Hofmann, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-178389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chen von nur 16 Zeilen, die Liebesklage eines finnländischen Landmädchens, gedenkt Herr Z. in möglichst viele Sprachen und Mundarten wortgetreu (metrisch oder prosaisch) übertragen und dann, etwa schon im nächsten Jahre, durch den Druck veröffentlichen zu lassen. Bereits ist es ihm gelungen, eine Anzahl von fast 400 solcher Übersetzungen, zum Theil in sehr entlegenen und wenig bekannten Sprachen, durch die bereitwillige Unterstützung namhafter Sprachforscher zu erlangen. Dabei sind auch die Mundarten (aus Schweden allein gegen 150) wohl berücksichtigt.

Wir bescheiden uns, aus der gedruckten Liste über die schon im Jahre 1854 vorliegenden Bearbeitungen hier nur die unsere deutsche Sprache betreffenden hervorzuheben: Gothisch (Prof. Massmann), Althochdeutsch und Mittelniederdeutsch (Prof. Ettmüller), Mittelhochdeutsch (Prof. v. d. Hagen und Ettmüller), Neuhochdeutsch (J. Gabr. Seidl), ferner die westphälische, ostfriesische, ukermärkische, Alt-Strelitzer, altmärkische, oberbayerische, niederösterreichische, Tiroler, St. Galler, Züricher, Berner, Wetterauer u. a. Mundarten.

Damit auch die bunte Reihe unserer deutschen Dialekte möglichst reich vertreten sei, haben wir die durch Hrn. Z. an uns gerichtete Bitte nebst dem in französischer Sprache abgefassten gedruckten Programme, das den Urtext, einige Übertragungen und eine genaue Anweisung enthält, an viele Mitarbeiter dieser Zeitschrift gelangen lassen und erklären uns hiemit auch zu weiterer Mittheilung desselben bereit. Zwölf neue Übersetzungen in deutsche Mundarten sind schon an uns gelangt. Möchten noch manche nachfolgen!

Der Herausgeber.

Mundartliche Dichtungen und Sprachproben.

Volksdichtung in der Mundart.

Schnadēhüpf·ln und Schlumpərliedlə

von

Dr. Friedrich Hofmann.

Von Bechsteins Naturgeschichte der Stubenvögel zu den Volksge-
sängen der Deutschen machte ich heute einen kühnen Sprung. Ich hatte

nicht des alten Naturforschers, sondern seines Neffen, des Dichters Bechstein, poetische Ornithologie hervorgesucht und freute mich wieder einmal der sinnigen Darstellungen aus dem Leben und von den Lebensäusserungen der Vögel, wie diese sich geben, so lange sie noch auf einen grünen Zweig kommen können. Während ich so im Geist in meine lieben Thüringer Tannenwälder versetzt war, pfliffen unweit von meinem Fenster Amsel, Gimpel und Kanarienvogel in ihren Käfigen die ihnen mühsam eingelernten Liedweisen wie lebendig gewordene Drehorgeln, aber mit zerbrochenem Mechanismus; denn mitten im Satze verstumten sie und verfielen in ihre Naturlautiermethode, bis sie ihr Sätzchen von Neuem begannen und eben so unkünstlerisch schlossen. — Der Vogel im Freien und „der Sänger der Lüfte“ im Käfig; — das Volk, das im Freien und besonders im Gebirg wohnt, mit seiner reinen ursprünglichen Natur des Leibes und der Seele, und die Menschen hinter den Käfigstäben der Städte mit den Rostflecken einer erkünstelten Lebenspolitur, und endlich die Dichtungen, die aus beiden hervorgehen oder deren Charakter tragen: — wer kommt da nicht auf den Einfall, dass es Waldvogel und Käfigvogel auch in der Volkspoesie gebe? — Unwillkürlich langte ich nach einem anderen Büchlein, aus welchem mir 300 Schnaderhüpfeln entgegenflatterten, die vom bayerischen Hochgebirg kamen. Das sind Waldvögel, sagte ich, als ich ihre frischen Stimmen gehört und die ganze Schaar durchmustert hatte; darunter ist kein einziger Käfigvogel.

Woran erkennt man aber einen solchen Waldvogel, d. h. ein wahres Volkslied in der Volksmundart? — Ganz einfach: der freie Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, — und das führt uns zum ersten Kennzeichen des Volkslieds hin; und der Vogel singt nur, so lange er gesund ist, — und Gesundheit ist das zweite Kennzeichen des wahren Volkslieds.

Was den Schnabel betrifft, so ist zu unterscheiden, was und wie er zu singen hat.

Zuerst das Was. Der Gegenstand der Volksdichtung darf nur innerhalb des Gesichtskreises liegen, der nicht bloss dem Mann des Volks im Allgemeinen, sondern insbesondere dem Volksstamm gezogen ist, dessen Dialekt oder dessen Mundart das Gedicht angehört; und es darf im Gedichte nichts anders ausgesprochen sein als wie es im Geiste dieses Volksstammes gedacht werden kann. Es verleiht nicht der Gebrauch irgend einer Mundart allein dem Liede einen volksthüm-

lichen Charakter, sondern der Charakter einer bestimmten Volksthümlichkeit muss im Liede sich darstellen.

Damit soll jedoch für die Wahl des Stoffs durchaus keine geographische Schranke gezogen sein. Ich sage nicht, dass in einem bestimmten Dialekt nur Gegenstände poetisch behandelt werden dürften, welche dem Boden angehören, auf welchem dieser Dialekt gesprochen wird. Dem Schwaben, dem Pfälzer, dem Tiroler soll nicht etwa geboten sein, nur Gegenstände aus der Natur und dem Leben Schwabens, der Pfalz, Tirols etc. in einer schwäbischen, Pfälzer, Tiroler etc. Mundart zu bearbeiten (obwohl das Zunächstliegende, das Heimathliche für die Volkspoesie immer den fügsamsten Stoff liefern wird); aber der Dichter soll in seiner Darstellung keinen Augenblick vergessen und vergessen lassen, wes Volkes Kind er ist. Wie nämlich der Handwerker die Vorgänge im grossen Leben, sowie das Treiben draussen auf der Strasse nur durch die Fenster seiner Werkstätte beobachtet und nur seinen Maassstab an all diese Dinge legt, und wie der Bauer jede fremde Erscheinung nur mit Dem vergleicht, was sein Hof und seine Flur ihm täglich vorhält, und wie Beide alles Fremde nur mit Zügen sich ausmalen, die den Bildern ihrer nächsten Umgebung entnommen sind, so herrscht im Volke eines jeden Dialektgebiets ein besonderer, genau begrenzter Horizont der Lebens- und Naturanschauung und eine besondere Anschauungsweise, welche für jede Lebensrichtung und Naturerscheinung ihren bestimmten Ausdruck hat. Diese Anschauungsweise beschränkt sich aber nicht auf das eigene Dialektgebiet, sondern sie streckt ihre Herrschaft auch über alles Fremde aus, das entweder von aussen in ihren Kreis hereintritt, oder das innerhalb des Kreises als eine Erscheinung jenseits ihrer Grenzen beobachtet und besprochen wird. Diese Anschauungsweise, ihre Grenzen und ihren Ausdruck muss der Dichter genau kennen, die von der Volkslogik dictirten Gesetze der Darstellung genau befolgen. Nur dadurch erhält seine Dichtung Wahrheit und Leben und dadurch wiederum ihren Werth als ein richtiger Zug zu dem grossen Gesamtbilde des deutschen Volks, das gerade in seiner Mannigfaltigkeit von frischen, originellen und lebenskräftigen Volksthümlichkeiten, denen trotz aller Verschiedenheiten im Einzelnen das Gepräge des Gemeinschaftlichen so tief eingedrückt ist, so reich und herrlich vor uns stehen könnte.

Alles Verwischen und Vermischen dieser Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksstämme in der poetischen Darstellung ist ein arger Verstoß gegen die Volksdichtung im Allgemeinen und insbesondere gegen die

in den Mundarten. In diesen Fehler verfallen besonders häufig gelehrte Dialektdichter, die durch ihre Studien vom Volke sich weiter entfernt haben, als sie selbst glauben, und die sich im Studierzimmer ein anderes Bild vom Volke zusammensetzen, als es im Leben ist; und so entstehen Dialektdichtwerke, die uns volksthümlich sein sollende Gefühle und Gedanken vortragen, für die wir vergeblich nach Gestalten suchen, die derlei in Wahrheit in sich zu erzeugen und zu beherbergen vermöchten, oder die uns Gestalten malen, für die wir keinen Boden finden, auf welchem sie wandeln könnten. Alle Volksdichtung aber, die in der Luft schwebt, ist heimathlose Vagabundiererei, deren Zeit auch in der Literatur einmal da war, die aber Niemand nach Deutschland zurückwünschen wird. Die Produkte solcher Poeten gehören zu den Käfigvögeln.

Wir sehen den Schnabel aber auch darauf an, wie er zu singen hat. Der Vogel im Wald weiss das genau; streng nach der Regel desselben muss sich der Dialektdichter richten. Bei der Benutzung des Dialekts hat der Dichter keine andere Freiheit, als aus dem Vorrath der Sprache das Treffendste zu wählen; er darf nichts machen, nichts an der Sprache umbilden, nicht Wörter an eine andere Stelle setzen, als wohin das Volk sie beim Sprechen setzt; am wenigsten aber Wörter und Wendungen der Schriftsprache nach Belieben oder nach Reimesnothdurft vermundarteln wollen. — Das versteht sich zwar so von selbst, dass diese Bemerkung als eine überflüssige erscheinen möchte. Sie ist es aber leider nicht. Mangel an Gewandtheit in der Behandlung der Sprache einerseits, anderseits Unkenntniss in den Eigenthümlichkeiten des Dialekts und endlich der noch schlimmere Fehler, der aus der falschen Ansicht entsteht, dass ein Dialekt sich verbessern, veredeln lasse, Alles dies arbeitet an der schriftlichen Verunstaltung der reinen Volkssprache. Belege dafür brauchen wir nicht weit zu suchen. Wir schlagen das erste (Pangkofer'sche) Heft unserer eigenen Zeitschrift auf und finden S. 72:

*Wenn mei Rettel hi zu'n Brunna
Obets mit der Stitza geat,
Steh' i dort am Eck scho Schildwach,
Lieb' mer aus en Herza weaht;*

und zwei Strophen weiter:

*Ja, sie is, - i ha's derratha,
Und sie hengt si an mein Arm;
Schatz, i ha der viel ze saga,
Guck, es schlegt mei Herz so warm;*

und gleich auf der folgenden Seite:

*Mei Schatz hat mir a Ringla
No an mein Finger g'steckt,
An Ringla is a Steela,
Des hat mir Troast derweckt.*

Ich frage die ganze bayerische Armee, die dem seligen Schmeller weiland bei seinen Dialektforschungen so gute Dienste geleistet hat, ob in ganz Bayern ein einziger Bursch lebt, dem *Liebe aus dem Herzen weaht!* Kein einziges Würzburger Mädchen der Volksklassen kann aus sich heraus sprechen: *mir schlegt mein Herz so warm*, und noch weniger wird es auf den Ausdruck kommen, dass ihr *Trost erweckt* worden sei, obgleich das felsenfest steht, dass alle bayerischen Bursche verliebt sind, allen Mädchen das Herz warm schlägt und vielen Trost erweckt wird. Die bezeichneten Gefühle und Gedanken sind den Burschen und Mädchen allerdings eigen; aber, wenn sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so werden sie dieselben nie auf diese Weise äussern. Es ist jetzt, wo die Schriftsprache von der Schule bis zum Theater auf die Begriffsgestaltung des Volkes einwirkt, beim Beobachten und Benutzen der Volkssprache schon sehr streng zu unterscheiden was darin angelernt und was ursprünglich ist. Aus Opernliedern und Romanen wird manche schriftdeutsche Redensart auch bei den Ständen des Dialekts in Umlauf gesetzt. Man beobachte, und man wird finden, dass solche „vornehme Brocken“ nur von Leuten angewendet werden, die sich zeitweise über den Dialekt erheben wollen; der wirkliche Mann des Volkes vermeidet sie, er scheut sich, derlei auszusprechen und umgeht sie lieber mit Hülfe der weitläufigsten Umschreibungen; ebenso wie der wirklich Gebildete in ernster Unterhaltung den Gebrauch des Dialekts vermeidet. Wie wir aber die Schriftsprache rein verlangen von Dialektanhängseln, die sie verunzieren würden, so verlangen wir den Dialekt rein von Einmengen der Schriftsprache: ein Dichter, der aus dem Dialekt, in welchem er schreiben will, in schriftdeutsche Floskeln verfällt, begeht denselben Fehler und macht sich ebenso lächerlich, als diejenigen, welche mit ihrem Gänseflug der Vornehmthuerei zu Aussprüchen kommen, wie: „*Als ich über die Brücke ging, hat mir der Wind den Huat abi g'waht*“ — oder: „*Mädchen, nimm fei dein Kindlein in Acht, 'äss 's net ro' fellt.*“ — Volkspoetische Produkte obiger Art müssen ebenfalls zu den Käfigvögeln gesteckt werden.

Was die Gesundheit betrifft, die wir von der Mundartdichtung verlangen, so ist damit die innere Tüchtigkeit gemeint, die wir noch immer im Volke der freien Natur finden und die aus jedem Volksgedicht uns entgegentreten muss. Die Volkspoesie muss frei sein von allen Krankheiten der Lebensverfeinerung, von allen krankhaften Gefühlen, allem süßen Jammer und jeder jämmerlichen Süßigkeit. Vor Allem aber muss sie frei sein von jeder Heuchelei, von allen gemachten Schmerzen, von jedem falschen Entzücken, von jeder Schmeichelei. Einfach und ehrlich muss die Volksdichtung sein, ob sie jubelt oder klagt, ob sie Schnurren erzählt, oder fromme und ernste Lehren gibt, oder schalkhaft spielt, oder unter Thränen lächelt; denn diess Alles kann die Dichtung der Mundart und hat von Allem die werthvollsten Proben. Dass aber auch Sentimentalität, Spielerei und Schmeichelei sich des Dialekts bedient hat, ist leider wahr, und daher ist es nothwendig, auch diese Art Vögel einzufangen und in den Käfig zu sperren.

Ihr 300 Waldvögel, herbei, damit's lustig im Freien wird! — Im Freien! Das Leben in der Natur, jenseits der Thüre der Werkstatt, der Wand des Hauses, der Mauern der Städte, das nennt der Deutsche (wie Humboldt sagt) so schön sein Freies! Seine Freiheit sucht er in der Natur und — die Natur macht ihn frei. Der Liebling dieser Freiheit ist der Vogel des Volkslieds, und zwar der frisch erfundene und frisch gesungene, — unser Schnaderhüpfel.

Das Schnaderhüpfel der süddeutschen Gebirgswelt ist eine der lieblichsten Erscheinungen der Volkspoesie und das würdigste Seitenstück zu dem Märchen des deutschen Nordens. Beide gehören zu dem Besten, was die Dialektliteratur zu bieten hat und das Beste von Beiden hat zum Dichter das Volk selbst. Welch treffliche Märchenerzähler die Mütter, die Grossmütter und Grossväter sind, weiss Jeder, der eine glückliche Kindheit verlebt hat. Die sinnigsten Märchen erfand aber stets der deutsche Norden. Wie dort dem Alter die Meisterschaft in dieser Dichtungsart zuerkannt werden muss, so ist der süddeutsche Dichter des Schnaderhüpfels die frische, singlustige Jugend des Gebirgs, denn ein „Schnaderhüpfel ist ein vierzeiliges Gedichtchen, welches irgend einen Gedanken (meist abgeschlossenen) in Reimen ausspricht und gesungen wird.“ *)

*) Aus einem Briefe von Franz v. Kobell von München, den er mir vor zehn Jahren schrieb, als ich ihm ein zum Behufe der Herausgabe einer Sammlung von Gedichten in allen deutschen Dialekten verabfasstes Schriftchen „Die deutschen Volksmundarten und ihre poetische Benutzung“ übersandt hatte. Da die-

Das Schnaderhüpf'l ist ein Kind der Alpenwelt; es wird von der Zither gezeugt und vom Gesang geboren. So lange die Mutter es trägt, lebt es und erfreut die Menschen. Wenn die Zither verklingt und der Gesang verhallt, lebt es im glücklichsten Fall in der Erinnerung Weniger fort, wie das norddeutsche Märchen das Herz des Kindes noch eine Zeit lang bewegt. Aber bisweilen fügt es der Himmel, dass ein solches Märchen und dass ein Flug Schnaderhüpf'l in das Ohr und das Herz eines lauschenden Dichters fallen: da werden sie warm gehalten, in der Regel ein wenig gewaschen, geputzt und gefüttert und so in die Welt geschickt. Über einen solchen Vogel freut sich dann Alles, man sieht, dass er Vater und Mutter Ehre macht, und das ist sein Empfehlungsbrief.

Das ist nicht etwa eine poetisch sein sollende Phrase. Wo in der Alpenwelt in geselligem Kreise die Zither erklingt, wird auch bald gesungen. Ist erst irgend ein Ländler durch die Herzen und Beine gefahren, so kommen die Finger des Spielenden wie von selbst zu einer der vielen schönen Schnaderhüpf'l-melodien,

„déñ á~ Schnadá'hupfei

Is á~ tanz'ndər G'sang“,

und ist dann gewöhnlich erst manch „uralt's G'sang'l“ erklingen und sind Dutzende alter „Leibstuck'ln“ von Schnaderhüpf'ln dagewesen, so fehlt es selten an einem oder mehreren aufgeweckten Köpfen, in denen sich nach den Anregungen des Augenblicks und der Umgebung neue Schnaderhüpf'l bilden und losmachen; und nun entsehn die Texte mit dem Gesang und neckisch ruft das eine das andere hervor. Es ist freilich nicht nöthig, dass der neugierige Gebirgsreisende einen so poetisch fruchtbaren Abend nach jedem Tag verlangt; der rechte Sonnenblick findet die Gemüther der Gebirgsjugend aber immer fruchtbar, und es gibt oft sehr erntereiche Gelegenheiten, wo die lustigsten Vögel in Schaaren über die Lippen fliegen. Und wie von tausend Alpenrosen oft nur eine an eine Brust gesteckt wird, so haben von vielen Schnaderhüpf'ln oft nur wenige das Glück, fest gefasst und weiter getragen zu werden. Man schreibt sie nicht auf; wozu denn? Wenn man deren braucht, so macht man sich eben neue, wie die Grossmutter sich neue Märchen macht, wenn das Kind die alten nicht mehr mag. So entstehen und vergehen viele Schätze der

ser frische Mann der Berge, der beste Alpenjäger und Dialektdichter Deutschlands, auch die schönsten Schnaderhüpf'l gesammelt, gedichtet und veröffentlicht hat, so muss ich mir erlauben, ihn hier als Autorität einige Male selbst sprechen zu lassen.

Volkspoesie, und nur ein „goldnes Sonntagskind“ sieht den Schatz und versteht, ihn zu heben. Die besten Sonntagskinder sind immer die Dichter.

Diese Entstehungsweise bedingt auch den Charakter des Schnaderhüpfls. Da es improvisiert wird, und zwar am häufigsten in Gesellschaft, so ist der Grundzug desselben Heiterkeit und Leichtigkeit. Was das Herz des Gebirglers zumeist in Bewegung setzt, gibt auch den meisten Stoff. Obenan steht, wie in der ganzen Gotteswelt, die Liebe, und im Gebirg steht gleich neben ihr die Jagd. Wie viel Variationen beide Thematata nur der Neckerei allein gestatten, darüber geben uns die Schnaderhüpfl den überraschendsten Aufschluss. Ein anderer Lieblingsgegenstand derselben sind die Schwachheiten einzelner Stände und der Menschen in den verschiedenen Lebensaltern, und endlich liefert die Natur unzählige Vergleichungsbilderchen über allerlei Gewohnheiten und auffällige Liebhabereien Einzelner und von Gesammtheiten. Dem Ernst wird wohl manchmal eine Strophe frei gelassen, der Traurigkeit nie: der Traurige singt nicht im gesunden, ehrlichen Leben, am wenigsten einen tanzenden Gesang,

Denn — „á~ traurigá~ Tanz,
Buá, der dauert nit lang.“

Die Entstehungsart des Schnaderhüpfls zeigt zugleich, dass der Inhalt desselben nicht lange und folglich nicht tief gesucht wird. Es gibt Einfälle, Vergleiche, Scherze, Neckereien, wie sie der Augenblick erzeugt; auf dem guten Grund eines heiteren Gemüths wachsen aber keine giftigen und hässlichen Blumen, sondern, wenn oft auch recht viel gewöhnliche, sogenannte gemeine, doch mitunter auch gar liebliche und sogar schöne. Wo aber ein schöner Gedanke dich überrascht, so ist es doch nur der rasche Einfall eines lebhaften oder erregten Geistes. Wo man dir so gar tiefsinnige Sachen im Schnaderhüpflgewand bringt, oder wo du in gedruckten Schnaderhüpfln den schweren, trübfarbigem Zug der Sentimentalität findest, da sei überzeugt, dass du einen Vogel pfeifen hörst, der nicht aus dem Wald oder vom Gebirge, sondern aus der Studierstube kommt: er ist dem Käfig entflohen und wird es im Freien nicht lange aushalten. Frisch und frei, öfter derb als zart, und selbst in der Verliebtheit immer kerngesund, — so ist das richtige Schnaderhüpfl.

„Solche Schnaderhüpfln (schreibt ferner Franz v. Kobell) haben aber nicht nur die süddeutschen Gebirgsländer, welche freilich die schönsten produciren, sondern sie sind fast überall unter dem Volke vorhanden, und es gibt deren in Frankreich, Schottland und sogar in Indien etc.“ —

Ein solcher Fingerzeig konnte nicht verfehlen, meine Aufmerksamkeit auf alle derartigen Erscheinungen hinzulenken, zunächst natürlich auf alles Schnaderhüpf'lähnliche, das in der Volkspoesie meiner Heimath, Sachsen-Koburg, zu finden sein möchte.

Leider fand ich da nur wenig, und von Dem, was ich fand, war Vieles nicht erbaulich. Ganz unähnlich den zum Theil sehr schönen alten Volksliedern, die noch in den Lichtstuben und unter den Dorflinden der Langen Berge und des Itzgrundes gesungen werden *), ganz unähnlich diesen Volksliedern ist das Meiste von Dem, was ich Schnaderhüpf'l-ähnliches aus dem Volksmunde zu hören bekam. Recht plumpe Gassenhauer, die meisten strotzend von Zoten, oder mindestens von ungeheuren Grobheiten, denen jedoch weder ein lustiger Muthwille, noch Naivetät und Witz ein versöhnendes Kolorit gaben, machten die grosse Mehrzahl der kleinen Liedchen aus, auf welche ich unten noch einmal zu sprechen komme. Nur sehr wenig davon ist mittheilbar, und zwar mehr von Dem, was in den Lichtstuben, als von Dem, was auf den Tanzböden gesungen wird. Das Bemerkenswertheste für unsern Zweck ist aber, dass nirgends eine Spur von Neuschaffen solcher Schlumperlieder zu finden ist; ich fand nach Jahren die meisten der alten Stückchen wieder, und an die Stelle einzelner vergessener „Volkslieder und Schlumperliedle“ waren „neumodische und vornehme“ Gesänge aus Opern, Singspielen und gedruckten Liederbüchern gekommen. „Hausgemachtes“ zum Singen gibt es da nirgends.

Da liegt wohl die Frage nahe: woher kommt diese Erscheinung geistiger Unfruchtbarkeit im Volke? Ist die Gabe dieser lustigen Stegreifdichtung zur Tanzmelodie nur dem Hochgebirgler eigenthümlich? Gehört wirklich dazu der anregende Ton der Zither und die erhabene Bergnatur der Landschaft? Oder lässt sich ein solches Volksvermögen weiter verbreiten? Bedarf es etwa nur der Anregung durch ein lockendes Beispiel, um mit der Freude am Schnaderhüpf'lgesang auch die versteckten Volksdichtertalente hervorzuziehen und munter zu machen.

*) Mein Freund Fritz Briegleb, der bereits zwanzig Jahre als Landwirth in Nordamerika lebt, und ich legten uns eine vielleicht ziemlich vollständige Sammlung derselben an, zum Theil in den Lichtstuben abgelauscht, zum Theil nach den geschriebenen Liederbüchern der Bauernbursche. Mein unvergesslicher akademischer Lehrer O. L. B. Wolff liess eine Auswahl davon in seiner „Halle der Völker“ abdrucken.

Anstatt mich mit der Beantwortung dieser Fragen abzusorgen, folge ich lieber dem guten Rathe des Volksspruchworts: Probieren geht über Studieren.

Soll ein solcher Versuch nicht ein blosses Bücherwerk sein, sollen diese Liedchen dem Volke zu Eigen gemacht werden, so müssen sie so leicht in die Ohren gehen, dass sie ohne Anstoss gleich ins Herz fallen. Sie müssen nach Inhalt und Form so sein, dass jeder geistesfrische Handwerks- und Bauernbursch auf den Einfall kommt: Das kann ich auch machen. Von diesem Einfall bis zum eigenen Versuch ist dann nur ein Schritt, und zwar eben kein grosser, wenn die Melodie nachhilft. — Eigene Proben dieser Gebirgsdichtungsart für mein heimathliches Hügel-land habe ich bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. II, 187 f.) mitgetheilt; auch das Improvisieren solcher Schnaderhüpfel oder Schlumperliedle im Gesang mit oder ohne Instrumentalbegleitung ist von mir und Anderen in heiterer Gesellschaft oft mit Glück versucht worden. Es gilt nun, diese Proben ins Grosse zu steigern, mit grösseren und guten Sammlungen hervortreten. Dazu aber bedarf ich der Beihülfe besserer Kräfte, als ich zu verwenden habe, und ergreife deshalb das nächstliegende Hilfsmittel der Übertragung oder vielmehr Umarbeitung der gelungensten Schnaderhüpfel in Koburger Schlumperliedle.

Dabei ist jedoch Allerlei, d. h. Alles, was ich oben über Volksdichtung im Dialekt im Allgemeinen sagte, insbesondere zu berücksichtigen.

Was zunächst die Auswahl aus süddeutschen Sammlungen betrifft, so muss genau unterschieden werden Dasjenige, was der Heimath der Schnaderhüpfel allein angehört, von Demjenigen, was auf einen anderen Boden versetzbar ist. Jenes ist nur selten in einer anderen Zunge so wiederzugeben, dass es augenblicklich verständlich ist, — ein Haupterforderniss des Schnaderhüpfels. Verwandte Beziehungen müssen vorhanden, die volksthümlichen Sitten und Gewohnheiten müssen da ähnlich sein, wo sie den Stoff zu einem übersetzbaren Gedichtchen geben sollen. Deshalb ist das Allgemeine, Allen Eigenthümliche am besten mittheilbar und muss man sich bei der Auswahl auf Schnaderhüpfel von allgemeinem Inhalt beschränken. Wenn ich z. B. den Koburger von Gensen und Alpenrosen singen lassen wollte, so wäre das ein verfehltes Beginnen; ebenso wenig würde er sich auf die Vergnügungen der Alpenwirthschaft und auf die Andacht vor Heiligenbildern verstehen. Wie diese Gegenstände, so sind auch die Bilder und Gleichnisse nach denselben ihm fremd. Was aber

die Vergnüglichkeiten der Liebe, des Tanzes, des Trinkens, des Kegelspiels, der Jagd, des Singens, des Wanderns etc., die Freude an der schönen Natur, die Neckereien der verschiedenen Stände gegen einander und dergleichen Gemeingut der deutschen Völkerschaften betrifft, so stellt auch der Koburger seinen Mann und wird mit Lust und Witz seinen Vers darüber machen.

Es bedarf ferner kaum der Bemerkung, dass eine wörtliche Übertragung von einem Dialekt in den andern höchst selten möglich ist. Wenn eine solche auch nicht das äussere Hemmniss des so oft verschiedenen Reims fände, so stände ihr ebenso oft das innere Hinderniss der verschiedenen Anschauungs- und Ausdrucksweise, der verschiedenen Volkslogik und des eigenthümlichen Satzbaues entgegen. Der Dialekt ist in dieser Beziehung viel strenger als unsere Schriftsprache, die von den Übersetzern zu einem leibhaftigen Sprachchamäleon verunstaltet worden ist, das in alle möglichen fremden Idiomfarben spielen muss. Der Dialekt lässt sich eine solche Misshandlung ein für allemal nicht gefallen: er bleibt sich stets gleich und verlangt, dass Alles, was er in sich aufnehmen soll, sich ihm auch füge; oder umgekehrt: er nimmt nichts auf, was sich ihm nicht fügen kann. — Deshalb sind auch Polyglotten sehr verschiedener Mundarten, wenn sie nicht aus wörtlich übersetzten, folglich in der Regel schlechten Gedichten bestehen, interessanter für das Studium der Volkscharaktere, als für das der Sprache. Betrachten wir aber nicht den todten Buchstaben und das Wort wie ein getrocknetes Blatt eines Herbariums, sondern wollen wir die Wortpflanze auf dem Boden untersuchen, wo sie grünt und blüht, so wird die Übertragung aus einem Dialekt in den andern, so wie ich sie verlange, auch für den Sprachforscher Interesse gewinnen.

Diese einleitenden Worte über Volksdichtung in der Mundart und über das Schnaderhüpfel glaubte ich der nachfolgenden Übertragung einer Auswahl von süddeutschen Schnaderhüpfeln in die Koburger Mundart vorausschicken zu müssen, um durch die Darlegung meiner Anforderungen an die Dialektdichtung und des Zweckes meiner Arbeit die Art und Weise jener und die Auswahl selbst in das rechte Licht zu setzen. Es bleibt mir nur noch übrig, eine Benennung, die dem Munde der Koburger geläufig und dem Wesen der Dichtungsart einigermaßen entsprechend ist, für diese Übertragungen zu bestimmen. Ich wähle das Wort: Schlumperliedli.

Schlumperlieder nennt das Volk, besonders das Landvolk, im Kobur-

gischen seine Volkslieder im Gegensatz sowohl zum Kirchenlied, als zum weltlichen Kunstgesang („*dös senn so dára Stadtlíedar*“, erklärte mir ein Bauernmädchen). Sobald der Gegensatz zum Kunstgesang nicht in Betracht kommt, sind nicht alle Volkslieder Schlumperlieder; letzteren Ausdruck gebraucht das Volk nur aus Bescheidenheit dem Städter und seinen „Stadtlíedern“ gegenüber („*Worüm horch'n sá dénn nêrr zu? M'r könná haltich nex əs unnərə Schlumpərliedar*.“) Innerhalb seines Kreises scheidet es wieder das Lied vom Schlumperlied und versteht unter letzterem die Volkslieder vom lustigen und leichtfertigen bis zum derben und „garstigen“ Inhalt, während das ernste, traurige, „schöne“ Lied nicht als solches, sondern stets nach seinem Inhalt oder nach seinen Anfangsworten bezeichnet wird: „*M'r wöll'n ámól sing dös mit d'n drei Königskinnərná*“, oder „*Nu fangt ámól á dös In meines Vatters Garten*“. Aus der ernsten Stimmung, in welche durch solche Volkslieder das junge Völkchen bisweilen versetzt wird, befreit es sich fast immer durch einen lustigen Vers, den es ganz nach Belieben dem ernstesten Gesang unmittelbar anhängt. Es ist wie ganz in der Ordnung, am traurigen Schluss der „drei Königskinder“ loszustürmen mit:

„*Allá Leut:, die bucklig senn,
Die tanz'n auf dər Seit'n,
Náhm dər já ká Buck'ligá,
Es is á Schand vər'n Leut'n.*“ —

oder hinter „*Da haben wirs wieder gesehen, was falsche Liebe thut*“, mit lustigem Hopsen zu singen:

„*Und wemmər áh nex hamm, juchhé! hamm, juchhé! hamm, juchhé!
Sə semmər doch beisamm, juchhé! semmər doch beisamm!*“

Solche „*G'sätzlá*“, die häufig auch zum Tanze gesungen werden, nennt man Schlumperliedlá; in ihnen erkenne ich die meiste Ähnlichkeit mit dem Schnaderhüpfel, und weil das Kind einen Namen haben muss, so soll es diesen erhalten.

So gebe ich denn meinen Landsleuten und Allen, die einem derartigen Versuch ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, aus dem süddeutschen Schnaderhüpfelwald einen Flug Schlumperliedlá. Sie mögen nun sehen, ob diese nach ihrem Schnabel gerathen sind.

Oberbayerische Schnadáhüpf'ln
von Franz v. Kobell.

I. 5. *)

A~ Schnadáhüpf'ei
Is á~ Bleámi vō'n Feld,
Es werd just nit viel g'acht't,
Kimmt do' furt auf dər Welt.

10.

Drei Bussein hast' má' geb'n,
Hô' di' gar so schoẽ bit't,
Gê, gib mir dês viert' áh,
Du brauchst es ja nit.

13. 14.

O du tausēdschœn's Kind,
Wenn i' di' hab'n kunnt',
Nachá' hätt' i' 'n Himmi
Auf Erd'n herunt,

Und da wár' má' nie bang
Vor kōán Wettər und Reg'ng,
Denn diē müßt'n all furt,
Ball d' grad lachēst á~ weng.

16.

Was nützt mi' á~ Ring'l
Und dês i' nit trag',
Und was nützt mi' á~ Diēnd'l hab'n,
Dês i' nit mag?

17.

Und was nützt mi' á~ Sträuß'l
Gar frisch auf dei~n Huát,
Wann druntər dər Kopf
Nit dāzuáschaug'ng tuát?

Umgewandelt in Koburger Schlumpør-
liedlá von Friedr. Hofmann.

1.

A~ Schlumpørliedlá
Is á~ Blümmlá in'n Fáld,
Ká~ Mensch guckt drüm hî~,
's kümmt doch fort auf dər Wált.

2.

Drei Schmátztlá, die hätt' ich,
Nū wær' halt mei~ Bitt':
Gáb m'r áh noch 'es viertá, —
Wos tust du d'nn mit?

3. 4.

Du ştátsmáßigər Schatz,
Wenn ich dīch künnt' gəfrei,
Do wær' ja dər Himm'l
Auf A'rd'n schō mei~;

Unn 'es háßlichstá Wáttər,
Wos kummərt dōs A~n?
Dōs müßt' sich gleich ausháll,
Wenn's dīch lach'n tət' sáhn.

5.

Wos tū' ich mit á~n Ringlá,
Hê, wenn ich 's net trôg'?
Und wos tū' ich mit á~n Mádlá,
Hê, wenn ich 's net môg'?

6.

Und dər schönstá Strauß is
Ja dei~n Hût nèrr zur Last,
Wenn druntər ká~ Bißlá
Dər Kopf dərzu passt.

*) Auswahl aus den „Schnadahüpflu und Spruch'ln, von Franz v. Kobell, mit Bildern von F. Pocci. München, literarisch-artistische Anstalt. 1846. 8.“ — Ich führe, um das Nachschlagen zu erleichtern, die einzelnen Stückchen mit ihren Nummern an.

21.

Hast kōá Freud· auf dər Welt,
Nachá pack· nō glei' zamm
Und gē die nit im Weg um,
Die á~ Freud· damit hamm.

32. 33.

I' kenn· á~ grēán's Waßər,
Da schaug· i' oft 'nei~,
Denn si sag'ng, daß grēá áh
Di Hoffnung tát sei~.

Und i' mocht· halt da drinná
Dei~ Lieb's G'sicht'l seg'ng.
Und sich· nix als mei~n Kopf,
Wo má gar nix drâ g'leg'ng.

34.

Es is nix so trauri'
Und nix so bitrübt,
Als wi wann si' á~ Krautskopf
In á~ Rôsn verliabt.

49.

Gáng d· Welt morg'ng z· Grund,
Und so wár· má' meinoád
Um d· Lieb· und um's G'joád
Schon am mêrēst'n loád.

72.

Und á~ frischər Buá bin i',
Tuá gern ebbás wag'ng,
Und i' tát· um á~ Buss'l
A~n Burzəlbám schlag'ng.

113.

A~n idwedər ,Stern
Sollt· á~ schön's Diənd'l sei,
Na' wollt· i', əs fallət
Dər Himmi glei' ei~.

7.

Hostá ká~ Fræd· mēr auf dər Wált,
Ei, sá pack· nèrr gleich zamm,
Unn láuf· dénná net in'n Wág 'rüm,
Die nuch Fræd· auf dər Wált hamm.

8. 9.

Ich wáß á~ grū's Waßər,
Do guck· ich öft 'nei~,
Si sôg'n ja, grū soll
Di Hoffnung áh sei~.

Und ich säh· halt dodrinná
Dei~ Gäsichtlá gárn á~,
Unn sáh· néx wi mei~n Kopf,
Unn do ligt mər néx drâ.

10.

Es is néx so traurig
Unn néx so bátrübt,
Als wenn sich á~ Krautshæd
In á~ Rôsn verlibt.

11.

Und wenn di Wált untergüng·
Morg'n akkrôt,
Üm's Lieb'n und üm's Jôg'n
Wær's doch jammerschôd.

12.

A~ Fátzn-Bursch bin ich
Unn ich wôg· mich schō nâ,
Unn müßt· ich üm á~ Schmátztlá
A~n Burzəlbám schlâ.

13.

A~ jedər ,Stárn sollt· halt
A~ schön's Mádlá sei~,
Nôchər wollt· ich, əs fiel· áh
Dər Himm'l gleich ei~.

126.

I' tuá, was i' will,
Und i' tuá, was i' mag,
Und dês ôánzigi is,
Daß i' 's Weib von ê frag'.

130.

Dor Marmi is fürnêrn,
Dor Feuərštōá schlecht,
Aber á~ Feuər ball d' magst,
Gell, na' is ər schō recht.

132.

Und wie - r - i' di' liob',
Schau', dês kon i' nit sag'ng,
Es sánn d' Bám' áh gar stumm,
Und teán do' á~ Blü' trag'ng.

133. 134.

Es schaukt ôá'n á~ Bliemi
Oft treuherzi' ô~,
Und əs will nix, vərlangt nix
Und woáß nix dāvô~.
Und d u machst əs áh - r - ásô,
I' abər nit, —
Mit dem A~schəng'ng allōá,
Bi~ nit z'frid'n damit.

147.

Dor Vərstand, der hat d' Liob'
Zu - n - á~n Rennət vərloát't,
Und da hat sie des Erst' krigt,
Er richti' des Zwoát'.

149.

Und d' Liob' und dər Tod
Sánn ja dengəršt nit ôás,
Und für 'n Tod is kōá Kräut'l,
Für d' Liob' is áh kōás.

14.

Ich tû', wos ich will,
Unn ich mach', wos ich móg,
Nèrr deß ich, vərstett sich,
Mei Frá vərèrst frôg'.

15.

Dor Marm'l is fürnám,
Dor Feuərštá schlácht,
Nèrr wennstá grôd Feuər brauchst,
Is ər schō rácht.

16.

Und wie gárn ich dich hô',
Guck, dös kann ieh net gəsôg:
Di Bám senn ja áh stumm,
Und blün tunn sá doch.

17. 18.

Es guckt Énn á~ Blümm'lá
Öft treuhárzig á~,
Unn əs will néx, vərlangt néx
Und wáß néx dər vâ~.
Unn d u machst 's ákkrôt so,
Ich owər net —
Die A~guckərei bloß,
Dös háßt néx gored't.

19.

Dor Vərstand und di Liob'
Genn á~ Wéttrenná ei~.
Unn do is sie vərâ~, und
A'r hoppst hintərdrei~.

20.

Unn di Liob' unn dər Tod
Senn ja wárrlich net án's,
Unn fər 'n Tod wéchst ká~ Kraut und
Für di Liob' wéchst ách kán's.

170. 171.

Und morg'ng und heunt
 Sánn nit allwei' guát Freund',
 Willst' á~ Buss'l hergeb'n,
 Laß' mi' 's heunt no' dərleb'n;

Denn á~ Sorg' hōn i' d'rum
 Und bring's nit aus 'n Sî~:
 Schau', wann d' Welt morg'ng z' Grund
 gáng,
 Wár 's Buss'l áh hî.

175.

Es g'fallt óán ja 's Leb'n
 Als jungər so wōl;
 Für was denn dər Brauch,
 Daß már alt wer'n soll?

185.

Es is schō was Schœn's
 Um á~ Waldeinsamkeit:
 „Stilli Bám' sánn má' lièbər
 Als rátschədi Leut'.

187.

Und ball 's d' Schœnheit wolleť,
 Daß óá's hochgəborn,
 Und so wár g'wiss mei~ Traud'l
 A~ Churfürstin wor'n.

189. 190.

Und kunnt' i' mei~ Lièb'
 In dei~ Herz eini~ schreib'n,
 So schreibəť i' g'wiss
 Mit dər doppit'n Kreib'n,
 Und kunnt' i' 's drauf māl'n,
 I' målet' á~n „Strauß,
 Da schaugəť'n Rô's'n
 Und Rosmarĩ~ 'raus.

21. 22.

Und morg'n und heint
 Senn net immər gut Freund,
 Wénnst' mər á~ Schmátztlá willst gáb,
 Loß' mich's heint noch dərłáb.

Ich sorg' mich drüm ô', guck,
 Du wáßť gar net wie, —
 Güng' di Wált morg'n untər,
 Wær's Schmátztlá áh hî.

23.

Es g'félť Énn əs Láb'm ja,
 Wemmər jung is, so wōl,
 Fər was denn di Môdi,
 Dəß mər alt wár soll?

24.

Es is doch was Schœn's
 Üm die Waldeinsamkeit;
 „Stillá Bám senn mər lièbər
 Wi pappəligá Leut'.

25.

Künnt 's die Schœheit gəmach,
 Dəß A~n's hôchgəborn is,
 Do wær' euch mei~ Kunn'l
 A~ Förştin gəwîss.

26. 27.

Künnt' ich 'nei~ in dei~ Hárztlá
 Gəschreib all mei~ Lièb', —
 Öb ich dô net mit doppəťər
 Kreid'n nei~ schrieb'ť?
 Künnt' ich sá gəmôl, hē,
 Dôs wūr' euch á~ „Strauß,
 Do guckt'n nex wi Rô's'n
 Unn Rosmarĩşteng'l 'raus.

194.

A~ Mensch, der á~ Herz hat,
Nit kalt und nit warm,
Und wie reich als ər wár.
Is ər dengəršt bluátarm.

200.

Dər allərəršt Mensch
Hat's schō b'sunders guát g'habt,
Der hat um sei~ G'sellin
Nit lang ummátappt.

201.

Es kimmt nit drauf ô~,
Wie - r - á~ Diə'nd'l ausschaugt,
Ball's no' jung, schœ~ und brav is
Und sunst ebbás taugt.

204. 205.

Und wár i' á~ Kîni
Mit Zeptər und Krô~.
I' fangət 's Regier'n
Gar schneidi' glei' ô~;
Und i' tát' glei' mei~ Cilli
In's G'schloß 'rei~ regier'n,
Und die müßt mir als Königin
's Hauswes'n fūr'n.

221.

Du flachshâret's Diə'nd'l,
Di' hôn i' so gern,
Und i' kunnt weg'ng dem Flachs
Glei' á~ ,Spinnräd'l wer'n.

222.

Und i' hätt wôl auf's Diə'nd'l
A~ G'sang'l gern g'macht,
Und in 'n Kopf hôn i' 's g'habt,
Abər außá~ nit bracht.

28.

A~ Mensch, 'əs á~ Hárz hot,
Net kalt und net warm,
Und wenn ər štäreich wær',
Dár is doch blûtarm.

29.

Dər allərərštá Mâ~
War doch rácht gut drâ,
Dár hot sich üm á~ Weib
Net lang 'rüm müß treib.

30.

əs Aussáh'n, dös macht
Bei án Mádlá nex aus,
Wenn's jung, schœ~ und brav is
Unn aus á~n gut'n Haus.

31. 32.

Und wær ich á~ König
Mit Kroná und ,Stárn,
Dös Bißlá Regier'n, hê,
Dös wollt ich ball lár'n.
Gleich wollt ich mei~ Rêslá
In's Schloß 'rei~ regier,
Und die müßt măr als Kœnig'n
Es Hauswás'n fūr.

33.

Du flachshârig's Mádlá
Bréngst mich ganz in di Quár',
Dán Flachs zə Lieb' könnt ich
A~ ,Spinnrôd gowár.

34.

Ich hätt auf mei~n Schatz gárn
A~ Vêrslá gəmacht,
Und in 'n Kopf ho' ich's g'hatt,
Owər 'raus net gəbracht.

230.

Und án Abèrgláb'n is 's,
Wann du mōást, ôni dî'
Gáb's kōá Lieb' auf dər Welt
Und kōá Freud' mēr fur mî'.

236. 237.

Dər Waldvog'l hat nix
Und singt do' dabeí,
Is gar frô und gar z'fried'n,
Schau', weil er so frei.
Und i' halt' 's mit dem Vog'l,
Mir zwoá taug'ng zamm,
,Statt á'n Zuckər in'n Káff',
Wollmá' liebər nix hamm.

246.

A'n Oách' ball s' no' jung is,
Má' kennt's ihr glei' ô,
Daß kōá lausigá' Felbá'
Nit d'raus wer'n kô'.

248.

A' Licht blast már aus
Und á' Feuər blast már ô,
Und es blas'n gar viel,
Die nie denká da drô'.

274.

Und dər Türk' und dər Russ',
Di zwoá gën mî' nix ô,
Wann i' no' mit dər Grêd'l
Kōá'n Kriegshand'l hô'.

275. 276.

Du werst es wêl wiß'n,
Wie hart daß má' g'schicht,
Ball d' nix red'st, wann i' sag',
Was i' hoff', was i' dicht. —

35.

Ráchtər Abèrglaubm is' 's,
Wénndá mōnst, ôná' dîch
Gæb's ká' Lieb' auf dər Wált
Unn ká' Fræd' mær fər mîch.

36. 37.

A' Waldvog'l hot nêx
Und singt doch dərbei,
Is frô und zəfried'n, —
Worüm? ár is frei!
Und ich halt' 's mit dán Vog'l,
Mir is g'rad ásô!
,Statts Zuck'r in á'n Häuslá
Woll'n mær liebər nêx hô'.

38.

Wenn án Äch'n áh noch jung is,
Si sieht doch dərnoch aus:
A' lumpigər Weid'n bá'm
Wérd net dôd'raus.

39.

A' Licht blêst mær aus
Unn es Feuər blêst mær á,
Unn es blôs'norá gar viel
Und denk'n net dôdrâ'.

40.

Und dər Russ' und dər Türk',
Ei, die Zwá soll'n sich schlâ,
Féngt nêrr meî' Margedurlá
Ká'n Krieg mit mær á'.

41. 42.

Du wáßt ja, wie sar du mich
Ärgerst domit,
Wennstá still bist, wenn ich dər
Meî' Hárz ganz ausschütt',

Und daß mir á Wört'l
Võ dir beßer g'fällt,
Als wi wann má' dei' Vater
A' ganzi Red' halt't.

285. 286. 287.

Di G'schicht' von á'n Lied'l
Is kurz und is lang,
Und ball 's 's Wandern â'fangt,
Macht 's á'n g'färlingá Gang.
Schau', dər Jágábuá dicht't 's
Und dər Schullehrá' richt't 's,
Und na' Not'n grad gnuá',
Schreibt dər Cantor dázua',
Und drauf werd der Fund
Bei dər Stadtmusi' kund,
Und die richt't 's no'ámal rund,
Und die richt't 's nachá' z' Grund.

293. 294.

D' Mensch'n sánn Kindá',
Die streit'n gar viel,
Und dər Schlaf ball nit wár',
Wár' kōá End' und kōá Ziel;
Abər dər cummádiert s',
Wie-r-á' Großvatá' nétt,
Grad damit á' Fried werd,
Jagt ər s' alli in's Bett.

II. 12. *)

Hô' Almrôs'n g'nuá',
Hô' viel' hundərt allōá,
Und dər Kîni' in sei'n Gart',
Jetz schau', der hat kōá.

Und dèß mər á' Wörtlá
Von dir beßer g'féllt,
Als wenn mər dei' Vattər
A' ganzá Rêd' hélt.

43. 44. 45.

Di Gəschicht' von á'n Liedlá
Is kurz unn is lang;
Féngt 's sei' Wannərschaft á',
Macht 's á'n g'färlich'n Gang.
Guck', dər Jágərşborsch dicht't 's
Und dər Schulmáster richt't 's,
Und dəs Not'ngəmach
Is 'n Kantər sei' Sach';
Dərnöch wərd dár Fund
Bei dər Stadtmussick kund,
Und die richt't 's gar rund,
Und die richt't 's zə Grund.

46. 47.

Di Mensch'n senn Kinnər,
Die şreit'n gar viel,
Und wenn dər Schlôf halt nét wər',
Gəb' 's ká' End' unn ká' Ziel;
Owər dər cummádiert,
Wie 's bei'n Großvattər gétt,
Und jōgt sá, dèß Ruh' wərd,
Mit 'nannər in's Bett.

48.

Ich hô' Almrəslá gənunk,
Über hunnərt əlləns,
Unn dər Kəenig in sei'n Gart'n,
Guck', dər hot net əns!

*) Nr. 12—50 sind ausgewählt aus den 50 Schnaderhüpfl'n der „Gedichte in oberbayerischer Mundart von Franz v. Kobell“; 2. Bändchen (München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt; 1844.), S. 69—79.

13.

„Muáßt dei'n Neb'n-mensch'n lieb'n“,
 Hat mei' Muëttər oft g'sagt,
 Und i' hō's fleißi' g'lernt,
 Hō' mi' viel damit plagt.

14.

A'mâl kriegst' mi' schō,
 Und dēs is halt, wann 's is,
 Nachá' schau', wann d' mi' kriegst,
 Nachá' hast' mi' ja g'wiss.

18.

Dər gnæ' Herr is auf Ehr'
 A' gar fūrnehmər Herr,
 Und dər Gámbßbock hat 's g'wagt
 Und hat nix danach g'fragt.

22.

Wie 's Diə'nd'l schœ' putzt war,
 Da hōn i' 's dər'schreckt,
 Und i' hōn ihr á' Buss'l
 Untər 'n Huát eini' g'steckt.

27.

A' Goáßbock is g'stieg'ng
 Gar hoch in ōá'n Zorn,
 Hat á' Gámbß wer'n woll'n,
 Is dengər'st kōás wor'n.

31.

A' Bix ôni Hō'
 Und á' Diə'nd'l ôni Mō'
 Und á' Jágər ôni Schneid',
 Da is 's alləmal g'feit.

35.

A' Diə'nd'l is oft schœ',
 Abər grad bei dər Nacht,
 Sie hat's halt di 'Sternein
 Am Himmi nachg'macht.

49.

„Du sollst dei'n Nèbmmensch'n
 lieb'm“, —
 Hot mei' Mottər öft g'sögt;
 Ich hō' 's tüchtig gətrieb'm,
 Hō' mich viel mit gəplōgt.

50.

A'môl krigstá mich schō,
 Unn dös is halt, wenn's is,
 Und wennstá mich krigst, guck,
 Nôchər hostá mich g'wiss.

51.

Dər gnædigá Herr
 Is gar fūr'náhm, auf Èhr',
 Unn dər Gémßbock hot 's g'wôgt
 Unn hot nex dər'nôch g'frôgt.

52.

Wie mei' Schatz schœ' gəputzt war,
 Do hō' ich 'n dər'schreckt,
 Unn ich hō' 'ná á' Schmátz'lá
 Unter 'n Hut 'nei' gəsteckt.

53.

A' Gæßbock ist gəstiegn
 Hoch 'nauf in sei'n Zorn,
 A'r hot á' Gémß'n woll wár,
 Unn is doch káná wor'n.

54.

A' Büchs'n ôná Hâ',
 Unn á' Mádlá ôná Mâ'
 Unn á' Jágər ôná Mût,
 Dös Dink tutt ká' gut.

55.

Am schönst'n sėnn di Mádlá
 Doch immər zə Nacht,
 Unn dös hamm sá d'n 'Stárnlən
 Am Himm'l-nôchgəmacht.

36.

Und am Himmi di ,Stern
 Kōst nit alli dərfrag'ng,
 Und di schœn'n Diēnd'ln all
 Kō dir áh kōá Mensch sag'ng.

42. 43.

Daß 's geit alti Hex'n,
 Kō glá'b'n, wer will,
 Abər jungi, die geit 's,
 O, da kenn' i' gar viel;
 Und hast damit z'schaffá,
 So tæen s' dir was ô~,
 Und da kōst nimmər schlafá,
 Denkst alləwei' drô~.

50.

Juheirásásá,
 Weil má' 's Leb'n no' hamm,
 Und seids lusti', mir kemmá
 So jung nimmər zamm!

III. *)

Es gleicht halt di Lieb'
 Und á~ Feuər inand',
 Denn da macht áh-r-á~ Funká
 Oft g'schwindi' á~n Brand.

Und ball 's ámal brinnt,
 Da is 's Lösch'n á~ Kunst,
 Denn zu'n Herz kōst nit eini',
 'Is All's umásunst.

Und do' schaug'ng di mēern
 Dēs Feuər gern ô~,
 Und sie tæen si' nit fercht'n
 Und wirma si' drô~.

56.

Wie viel mər wól Stárnlá
 An 'n Himm'l drobm hamm?
 Zêlt doch di schœn'n Mádlá
 Auf dər Wált ərst zəsamml!

57. 58.

Es gæb' altá Hex'n?
 Dös glá'b' halt, wár will,
 Owər jungá, die gibt 's,
 Do kenn' ich ərá viel!
 Kümmstá dénná zə nâh',
 Die tunn dər wos á~,
 Und aus is 's mit d'n Schlôfn,
 Du denkst áweilá drâ~.

59.

Juchheirássásá,
 Wál mər's Lábm heint noch hamm,
 Seid lustig, — mər kummá
 Sô jung nimmər zamm!

60. 61. 62.

Di Lieb', glá'b' ich, is
 Mit d'n Feuər vərwandt,
 əs braucht 's nērr á~ Fünklá,
 Sə gibt 's öft á~n Brand.

Und tutt 's ərstər brénna,
 Nū lösch' 's ámol aus!
 Du kannst ja net 'nei in's Hárz
 Wie in á~ Haus!

Und doch sá'h'n di Leut' so
 Á~ Feuər gárn á~,
 Unn tunn sich net fərcht'n
 Unn wärmá sich drâ~.

*) In demselben Werkchen, S. 103, einem grösseren epischen Gedichte „Der Heuretsstöá“ eingewebt.

IV. *)

Já, Dié'nd'ln, di Lieb'!
 Derá sicht már's nit ô~,
 Wie s' oft zu'n Dərbarmá
 O~ás 'rumtreib'n kô~.
 So schœ~ s' an diém is,
 Und so wê tuát s' an diém,
 Und 's irgst auf dər Welt
 Is schô — unglückli' liéb'n.

V. **)

A~ Jágá'buá bin i',
 Dáhoám nit viel ştolz,
 Abər draust'n á~ Kîni'
 In'n frisch-grünən Holz.
 Da hön i' mei~ Reich
 Und schaug's ô~, wann i' birsch',
 Und di Füchs' sánn di Schranz'n,
 Di Grâf'n sánn d' Hirsch'.
 Und di Bauern sánn d' Has'n,
 A~ woltèrni G'moá~,
 Und di Burgər sánn d' Rech',
 Dər Soldat i' allóá.
 Und an diém á~ Gólèrtər,
 Déssèll is dər Dachs,
 Und mei~ Musi' sánn d' Finká,
 Und d' Lèrch' mei~ Hans Sachs.
 Und denk' i' an 's Dié'nd'l,
 So bild' i' mir 's ei~,
 Und die is á~ Prinzessin,
 Gar liebli' und fei~.
 Und ball s' na' mei~ Wei'
 Und mei Königin is,
 Nachá' werd erst mei~ Reich
 No' á~ ganz's Paradís.

63. 64.

Já, Mádlá, di Lieb',
 Wár hätt' dös gedacht,
 Wie die 's zu'n Dərbarmá
 'n Leut'ná öft macht!
 Bald is sá so schœ~
 Unn ball tutt sá so wê —
 Unn néx muß so schwær drück,
 Als wi Lieb' óná Glück!

65—70.

A~ Jágərsborsch bin ich,
 Dərhámm net sər ştolz,
 Owər richtig á~ König
 Bin ich drauß'n in'n Holz.
 Do hô' ich mei~'Reich
 Unn bətracht' 's, wenn ich bürsch',
 Unn die Füchs' senn di Hofleut',
 Meiná Grâf'n di Hirsch'.
 Meiná Bauern senn di Hôs'n,
 A~ Fátz'n-Gemá~,
 Meiná Bürgər senn di Rêh',
 Dər Soldat ich ellá!
 Ich hô' ách á~'n Gálèrt'n,
 Unn dös is dər Dachs,
 Mei~ Mussíck senn di Fink'n,
 Unn di Lèrch'n mei~ Hans Sachs.
 Unn dénck' ich an's Schátzlá,
 Sə is mərş ganz klâr:
 Dös is á~ Prinzess'n, —
 Und wie die senn sá râr!
 Und wenn die èrst mei~ Frá
 Unn mei~ Kœnig'n is,
 Nă, dô wérd mei~ Reich halt
 A~ wârş Parədís.

*) Daselbst, S. 127. **) Daselbst, S. 61, aus dem epischen Gedichte „Schö Lisei“.